

Kleines Theater.

Donnerstag, 9. Januar. Zum 1. Male: „Der König Randaules“ Drama in 3 Akten von André Gide. Deutsch von Franz Blei.

Dieses schwächliche Drama des französischen Symbolisten, der nicht nur an Hebbel, sondern auch an seinem Landsmann Theophil Gautier einen Vorgänger findet, hat jenseits des Rheins nur eine literarische Existenz geführt, und es wird trotz mehrfachen Versuchen, über die hier bereits berichtet wurde, auch auf der deutschen Bühne kein Bläschen gewinnen. Wir brauchen garnicht an die mythenbildende Kraft, an die tiefe Quelle zu denken, aus der Hebbels „Gyges“ so glänzend und zaubervoll entsprungen ist, um an diesem Werke eines allenfalls lyrisch, jedenfalls sehr fragmentarisch begabten Talentes das kleine Format, den Mangel der gedanklichen Hintergründe und der metallreichen Untergründe festzustellen. Die Menschen bedeuten hier nicht mehr als ihre Worte, und diese Worte sind arm, vielleicht einmal gutgeschliffen, aber niemals gehaltvoll genug, um das geheimnisvolle, so viel-sagende, so deutungs-fähige Symbol von dem unsichtbar machenden Ringe mit Nachdenklichkeiten von einiger Schwere zu variieren. In rein theatralischer Beziehung kann allein der erste Akt bestehen mit seiner entschlossen dekorativen Ausführung, die uns die Tatsache zu bestätigen scheint, daß André Gide mit dem Verfasser der „Salome“ während seines Pariser Exils verkehrt hat. Randaules gibt ein Gastmahl, er ist der Festgeber unter den Königen, weil er teilen muß, um seinen eigenen Besitz an Glück und Reichtum zu empfinden. Schließlich teilt er auch sein Weib, das hier Nyssa heißt, und zwar mit dem Ärmsten, der ihm je begegnet ist, mit dem Fischer Gyges, der nichts mehr besitzt, nachdem er sein untrennes Weib erstochen hat. Der Ring dieses Gyges findet sich in dem Magen eines Karpfen, den der königliche Koch für die Hofstafel gekauft hat. Bei Hebbel sehen wir den Ring nur einmal, und er darf nicht vor

unseren Augen wirken, während wir hier abwechselnd den König und seinen neuen Freund, die sehr lebhaft vor uns stehen, als unsichtbar gelten lassen sollen. Die Phantastie bringt das wohl fertig, wenn auch der Spott an dem Ernst der Sache zupfen mag, aber uns verstimmt doch die Sichtbarkeit dessen, was zu verschleiern war, wenn der reichste Mann in übergroßer Gefälligkeit sein Schlafgemach verläßt, um den ärmsten zum höchsten Schmause an den Reizen der schönsten Frau zu laden. Das geht wirklich nicht, da Randaules weder ein Lump noch ein Kuppler, sondern eine Art Genie der Verschwendung mit einem eigenen Ethos sein soll, und wir sind nun wenigstens mit dem schnellen Gange des Stückes einverstanden, das im dritten Akte zur Ermordung des Königs durch den unsichtbaren Gyges führt. Diese beiden Vertreter der Menschheit, von oben und von unten gesehen, die sich nicht ohne Geist einführten, haben nach wenigen glücklichen Epigrammen bereits nichts mehr zu sagen, und wenn Gyges zum Schluß als der neue König, Gemahl und Festgeber nun an der Seite eines für immer entschleierte[n], schamlos gewordenen Weibes sitzt, so vermag auch dieser Einfall nicht, uns sinnend an irgend eine fühlbare Bedeutung der realen und der symbolischen Vorgänge zu fesseln. Dieser Stoff verlangt den tiefen Eigensinn eines Hebbel, den literarischen Ernst, der sich in ein ewiges Problem von der Welt, vom Menschen und vom Weibe ein-wöhrt, er könnte vielleicht auch den frechen Widerpart eines Offenbach zu einer nichtswürdigen Travestie herausfordern, aber er trägt keine kleine, gedanklich gewichtslose Anlegung, noch dazu von einem so schwächtigen Autor, der kaum auf der Bühne stehen und gehen, geschweige denn sie mit seinen Schritten erschüttern kann. Das Format dieses Stückes erwies sich selbst für diese kleine Bühne als zu gering. Den Randaules gab Herr Ziegel sardanapalisch im Gegensatz zu dem Hebbelischen, der vor allem denken kann, und er brachte diese weiche oder gütige Verschwendungslust nicht schlecht heraus, wenn er sich auch für solche Aufgaben eine unangenehme Manier mit der Kopfstimme zu arbeiten, angewöhnt hat. Herr Abel hielt den Gyges in einer anständig rauben Form, und Fräulein Gurkitt entsprach mit ihrer Erscheinung auch ohne Schleier dem Rufe, der die Schönheit der Königin umgeben soll. Die Herren des Hofes aber, die bei dem Gastmahl schmausen, witzeln und Verse machen, schienen mir gekräfige und unmanierliche Barbaren zu sein, recht unwürdig dieses Randaules, der mehr als königlich teilt. A. G.